

# Abenteurer in der Wüste

Autor(en): **Balzac, Honoré de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **39 (1945)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925608>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Abenteuer in der Wüste

Araber hatten in Oberägypten einen französischen Soldaten gefangen-genommen. Sie lagerten an einem Brunnen, der von Palmen umgeben war. Ringsum unendliche Wüste. Der Franzose war nur leicht an den Händen mit Schnüren gefesselt. Er beschloß, zu fliehen. Als seine Feinde schliefen, verschaffte er sich einen Säbel. Mit den Zähnen und Knien hielt er die Klinge fest und durchschnitt die Schnüre.

Das erste war nun, daß er sich mit einem Gewehr, einem Säbel und einem Dolch bewaffnete. Dann vervollständigte er seine Ausrüstung mit getrockneten Datteln und einem Säcklein Gerste. Nachher suchte er unter den arabischen Pferden einen guten Renner aus. In scharfem Galopp ritt er nach Nordosten, wo er seine Waffenkameraden vermutete.

Er war voll Angst. Das Pferd strengte sich aufs äußerste an. Der Reiter aber drängte es zu noch größerer Eile. Nach wenigen Stunden sank es tot zu Boden. Nun war er hilflos mitten in der Wüste. Er marschierte zu Fuß weiter. Gegen Abend erreichte er eine kleine Palmgruppe. Hier hielt er an, um zu übernachten. Er war so müde, daß er auf dem Steinboden sofort einschlief.

Am Morgen erwachte er erst, als die Sonne hoch am Himmel stand. Nun erst erkannte er seine trostlose Lage. Keine Wolke am Himmel, kein kühlender Lufthauch. Ein feuriger Dunst zitterte über dem heißen, steinigen Boden. Die Wüste schien kein Ende zu haben. Sollte er hier verdursten und verhungern? Tieftraurig setzte er sich in den Schatten einer Palme.

Er begann zu träumen. Vor seiner Seele erschienen die Bilder seiner Heimat. Er erinnerte sich auch der Städte, durch die er gekommen war. Die Gesichter seiner Kameraden tauchten vor ihm auf. Da konnte er nicht mehr sitzenbleiben. Am Fuße eines Hügels fand er im Sande eine schwache Quelle. Eine Dattelpalme mit reifen Früchten stand daneben. Einige Schritte weiter entdeckte er eine Höhle. Überreste einer Strohmatten lagen darin. Seine Verzweiflung wandelte sich in Freude. Er dachte: «Hier bleibe ich. Vielleicht kommen bald Araber vorüber. Denen werde ich mich anschließen. Oder eines Tages höre ich die Kanonen. Dann werde ich den Weg zu meinen Kameraden selber finden.»

Er pflückte eine Hand voll Datteln. Doch bald ängstigte er sich wieder. Er sah voraus, daß in der Nacht die Tiere der Wüste zur Tränke kommen werden. Darum versuchte er mit seinen Waffen eine der Palmen zu fällen. Er wollte mit ihrem Holz die Höhle absperren. Bis zum Abend war der Baum gefällt. Aber er konnte den Stamm nicht mehr in Stücke zerhauen.

Aus den Blättern der Palme bereitete er sich eine Lagerstätte. Ermüdet

von der Hitze und der schweren Arbeit schlief er ein. Mitten in der Nacht wurde er durch ein merkwürdiges Geräusch gestört. Erschrocken richtete er sich auf. Er hörte atmen. Aber es schien ihm, es sei nicht der Atem eines Menschen. Er versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen. Nach und nach konnte er die Gegenstände seiner Umgebung deutlicher unterscheiden. Nur zwei Schritte von ihm entfernt lag ein entsetzliches Tier. War es ein Löwe, ein Tiger, eine Hyäne?

Todesfurcht erfüllte sein Herz. Er wagte kaum zu atmen oder sich zu bewegen. Das Tier schlief zusammengerollt wie ein großer Hund. Wenn es erwachte! Gegen Morgen konnte er es erkennen. Es war eine Pantherin.

Was tun? Zuerst wollte er das furchtbare Tier mit einem Schusse töten. Aber er konnte das Gewehr nicht brauchen. Es war zu wenig Platz zwischen ihm und dem Tier. Zweimal legte er die Hand an den Säbel. Doch wehe, wenn er die Pantherin nur verwundete. Das wäre sein sicherer Tod. Er beschloß, den Tag abzuwarten.

Endlich war es hell geworden. Der Franzose konnte nun das Tier genau betrachten. Es hatte eine blutige Schnauze. Er dachte: «Die Pantherin hat viel gefressen. Sie wird keinen Hunger haben.» Ihr Pelz schimmerte am Bauch und an den Schenkeln in einem wundervollen Weiß. Kleine sammetähnliche Flecken zogen sich wie Armbänder um die Pranken. Die obere Seite des Felles glänzte wie mattes Gold.

Der furchtbare Gast lag so anmutig da wie eine Katze auf einem Kissen. Ihr Kopf ruhte auf den blutigen Tatzen. Silberfäden gleich standen die wenigen Schnurrhaare rechts und links heraus. Hätte das Tier in einem Käfig gelegen, der Soldat wäre entzückt gewesen über seine kraftvolle Gestalt und die wundervollen Farben seines Pelzes.

Der Franzose war sicher kein Feigling. Aber jetzt rann ihm der Schweiß von der Stirne. Er hielt sich bereits für ein Kind des Todes. Unruhig erwartete er das Erwachen des Tieres. Plötzlich öffnete die Pantherin die Augen. Dann streckte sie ihre Pranken aus und gähnte. Dabei zeigte sie die entsetzliche Pracht ihrer Zähne.

Sie leckte das Blut ab, das an ihrer Schnauze klebte. Unwillkürlich ergriff der Soldat den Dolch, den er den Arabern abgenommen hatte. In diesem Augenblick drehte die Pantherin den Kopf. Sie sah ihm fest in die Augen. Jede ihrer Bewegungen machte ihn zittern.

Das Abenteuer kam ihm wie ein Trauerspiel vor. Aber er beschloß, tapfer zu bleiben. Die Pantherin näherte sich. Scharf blickte er ihr in die Augen, um ihre Wildheit zu bannen. Streichelnd fuhr er ihr über den ganzen Leib, vom Kopf bis zum Schwanz. Und siehe da! Die Bestie hob wohlwüstig den Schwanz. Ihre Augen besänftigten sich. Und sie begann zu schnurren wie eine Katze. Offenbar behagten ihr die Liebkosungen.

Der Soldat fuhr fort, ihr in den Rückenhaaren zu krauen. Als er glaubte, vor ihren Angriffen sicher zu sein, verließ er die Höhle. Die Pantherin ließ ihn weggehen. Kaum hatte er den Hügel erstiegen, sprang sie ihm nach. Sie rieb sich an seinen Beinen und machte einen Buckel wie eine Katze. Er spielte mit ihren Ohren und kratzte ihr den Kopf. Sie ließ es gern geschehen. Sie hielt ihm auch den Hals hin. Und er merkte, daß sie nichts Böses im Sinn hatte.

Der Franzose spähte nach einer Gelegenheit, sie zu töten. Er erhob den Dolch, um ihr die Gurgel zu durchstechen. Aber er konnte den Plan nicht ausführen. Die Pantherin legte sich zu seinen Füßen nieder. Von Zeit zu Zeit schaute sie ihn zutraulich an. Er begann Datteln zu essen. Wehmütig ließ er seine Blicke über die Wüste streifen. Wieder wurde er ängstlich. Kam denn niemand, um ihn aus seiner schrecklichen Lage zu befreien?

Wenn er einen Dattelkern fallen ließ, schaute ihn die Pantherin prüfend an. Ihr Examen schien günstig auszufallen. Als er seine Mahlzeit beendet hatte, leckte sie ihm die Schuhe. Aber wenn sie Hunger bekommt? Was wird sie dann tun? dachte der arme Franzose. Er versuchte, hin und her zu gehen. Die Pantherin ließ ihn gehen. Sie folgte ihm nur mit den Augen. Sie glich so weniger einem treuen Hunde als einer mißtrauischen Katze.

Unweit der Quelle entdeckte er die Überreste eines Pferdes. Etwa ein Drittel des Leichnams war noch vorhanden. Das beruhigte ihn. Er hoffte, die Pantherin bis zum Abend in guter Laune zu erhalten. Er ging zu ihr zurück und sah, wie sie wieder den Schwanz bewegte. Furchtlos setzte er sich zu ihr hin. Er ergriff ihre Tatzen und zupfte sie an den Ohren. Kühn drehte er sie auf den Rücken und kratzte ihr kräftig das seidige Fell. Sie ließ ihn gewähren. Als er das Haar der Tatzen glättete, zog sie die Krallen ein.

Doch den Dolch hatte er immer zur Hand. Er lauerte, ihn der Pantherin in den Leib zu stoßen. Aber er fürchtete, sie könnte ihm noch in der letzten Zuckung gefährlich werden. Dann wieder stiegen ihm Gewissensbisse auf, das Tier hinterlistig zu erwürgen. Er schien in der Wüste eine Freundin gefunden zu haben. Und er brachte es einfach nicht über sich, sie zu töten.

Er dachte an Flucht. Ungeduldig erwartete er den Abend. Als die Pantherin schlief, lief er schnell in der Richtung nach dem Nil. Schon glaubte er, ihr entronnen zu sein. Da hörte er ihre Sprünge hinter sich. In seiner Angst stürzte er in einen der lockern Sandhaufen, aus denen eine Rettung gewöhnlich unmöglich ist. Er fühlte sich verloren und stieß einen Schreckensschrei aus. Die Pantherin packte ihn mit den Zähnen am Kragen. Und mit einem kräftigen Schwung zog sie ihn aus dem Abgrund zurück.

«Ah, Liebling!» dankte er ihr. Und er schlug wieder den Weg ein, den er gekommen. Er konnte sich die Freundschaft der Pantherin nicht erklären. Doch blieb er auf der Hut. Er wollte wach bleiben. Aber er schlief

bald ein. Als er erwachte, sah er sie nicht mehr. Er stieg auf den Hügel. In der Ferne erblickte er seine merkwürdige Freundin. In lebhaften Sprüngen eilte sie heran. Mit blutigen Lefzen. Er redete mit ihr wie zu einem lieben Haustier und streichelte sie. Durch wiederholtes Schnurren zeigte sie an, daß sie glücklich war. Sie spielte mit ihm wie ein junger Hund mit seinem Herrn. Sie ließ sich wälzen, schlagen und streicheln. Ein paarmal streckte sie ihm mit bittender Miene die Tatze entgegen.

So vergingen einige Tage. Er bewunderte den Aufgang und Niedergang der Sonne und die Schönheit der Wüste. Oft saß er stundenlang hoffnungslos da. Allerlei Kleinigkeiten seines Lebens kamen ihm dann in den Sinn. Zwischenhinein vertrieb er sich die Zeit, indem er mit der Pantherin spielte. Er kannte nun ihre verschiedenen Stimmungen und den Ausdruck ihres Blickes. Er bewunderte die schöne Zeichnung ihres Felles. Die Schnelligkeit und Biegsamkeit ihrer Bewegungen machten ihm Vergnügen. Er freute sich, wie sie sprang, kroch, sich zudrängte, wälzte, duckte, in die Höhe schoß.

Den größten Teil der Zeit verbrachte er mit Schlafen. Aber er paßte auch auf, ob nicht jemand in der Nähe vorbeiging. Er wollte den Augenblick der Befreiung nicht verpassen. Aus seinem Hemd machte er eine Fahne und pflanzte sie auf dem Wipfel einer dünnen Palme auf.

Eines Tages schwebte ein großer Vogel in den Lüften. Der Franzose schaute ihm nach, bis er verschwunden war. Die Pantherin sah es und knurrte. Ihre Augen blickten hart. War sie eifersüchtig?

Plötzlich schloß sie die Augen. Dann drehte sie sich um, wie wenn sie wütend wäre. Mit ihren spitzigen Zähnen riß sie ihm die Hüfte auf. Nur schwach. Aber er glaubte, sie wolle ihn verschlingen. Blitzschnell stieß er ihr den Dolch in den Hals. Sie stieß einen Schrei aus, der ihm das Herz erstarren machte. Bestürzt sah er, wie sie sich im Todeskampf wälzte und um sich schlug. Aber sie betrachtete ihn ohne Zorn. Er hätte seine Tat ums Leben gern zurückgenommen. Es war ihm, als hätte er einen Menschen ermordet.

Die Soldaten, die seine Fahne gesehen hatten, fanden ihn in Tränen.

Nach Honoré Balzac.

*Aus der Welt der Gehörlosen*

## **Als Gast am Ausflug des Gehörlosenvereins der Zentralschweiz auf das Rütli, 1. Juli 1945**

Am 1. Juli war Petrus launig. Er wußte nicht, sollte er weiter regnen lassen oder freundlich sein zu uns. Er hatte aber doch Erbarmen und ließ das Wetter aufhellen. Ein wenig sonnenarm, so wie unser Leben, begann die Reise. Ein stattlicher Salondampfer stach stolz und mutig in die Wellen